Drew Hayden Taylor

COLD

Übersetzung aus dem Englischen: Leo Strohm

Leseprobe

ET: 15.08.2025

Kontakt für Rückfragen:
Laura Siegismund
presse@merlin-verlag.de
Tel. 04137/7207

MERLIN VERLAG

Drew Hayden Taylor

COLD

Roman
Deutsch von Leo Strohm

Merlin Verlag

Für meine n'doodoom, die gute Geschichten immer zu schätzen wusste und die Kälte in Schach halten konnte.

DER STURM RÜCKT NÄHER

Zoongaakwa'an G-nimadbiiw-g'jipzowin
(Bitte anschnallen)

Der spärliche Wald unter ihnen lag totenstill und regungslos – wochenlang hatte sich die quälende Kälte in der unwirtlichen Gegend ausgebreitet. Nur gelegentlich wurde das Schweigen der Landschaft vom Knacken eines verkrüppelten Baumes unterbrochen, der sich einem der seltenen Windstöße entgegen stellte. Das Einzige, was hier oben, tief im unbarmherzigen Sumpfland des nördlichen Ontario, im Überfluss vorhanden war, waren Stille und Schnee. Es war Ende November, aber in diesem Landstrich scherte sich das Wetter in aller Regel nicht um den Kalender.

Die meisten Tiere und Vögel hatten sich in ihre Verstecke zurückgezogen, um Energie und Körperwärme einzusparen. Eine scheinbar weiße Decke, durchzogen von einem Muster aus grünen Fichtentrieben, breitete sich bis zum Horizont aus und ließ diejenigen an ihrer Wahrnehmung zweifeln, die glaubten, dass dieses Land gezähmt worden sei. Die unvorstellbar riesige Fläche voller Moskitos, Lärchen und Elche hatte die Schleifarbeiten kilometerhoher Gletscher ebenso überlebt wie, in jüngerer Zeit, die gelegentliche Anwesenheit lästiger Zweibeiner, die es für notwendig hielten, dem Untergrund irgendwelche Materialien zu entreißen und in weit entfernte Gegenden zu transportieren oder aber ihre vierbeinigen oder geflügelten Mitbewohner des Landes abzuschlachten. Dennoch war es die Stille, die diesem Landstrich seinen besonderen Charakter verlieh. Und bei solch niedrigen Temperaturen war das empörte Krächzen eines einzelnen, erbosten Raben kilometerweit zu hören.

Als einsames Zeugnis ihres Aufbegehrens gegen die Karg-

heit des Kanadischen Schildes ragte eine ungewöhnlich hohe Weißfichte aus dem Boden. Mit ihren gut fünf Metern Höhe war sie deutlich höher als viele ihrer Geschwister und nahm so viel wie nur irgend möglich von dem spärlichen Sonnenlicht für sich in Anspruch. Auf einem unteren Zweig, fast unsichtbar, hatte es sich ein schneeweißes Schneehuhn gemütlich gemacht. Wegen der Kälte war es kaum mehr in der Lage, nach Futter zu suchen, und wartete jetzt geduldig ab, dass seine Welt zur Normalität zurückkehrte und die Temperaturen wieder milder wurden. Aber es wusste, so wie Vögel solche Dinge eben wissen, dass dies die Ruhe vor dem Sturm war. Etwas Gnadenloses und Mörderisches war dabei, ganz allmählich in seinen Bereich der Schöpfung einzudringen, eine mächtige und lebensbedrohliche Kraft. Bald. Bis es soweit war, saß das Schneehuhn einfach nur da und blickte hinaus in die Welt, die die Schneehuhngötter geschaffen hatten. Im Augenblick, so schien es, bestand das gesamte Universum aus nichts anderem als Stille und Kälte.

Also, zumindest aus Kälte. Zunächst kaum wahrnehmbar störte nun ein dröhnendes Geräusch die Atmosphäre des Waldes, wurde zusehends lauter und unterbrach die Meditation des Schneehuhns. Es war ein unbekanntes Dröhnen, ein unschöner und ärgerlicher Riss im Gewebe des Landes. Die spezifische Wirkung der Kälte auf Schallwellen ließ das mysteriöse, laute Grollen von überall und nirgendwo zugleich kommen. Das Einzige, was das Schneehuhn mit Sicherheit wusste, war, dass das Geräusch näher kam und lauter wurde. Aus der Neugier des Vogels war inzwischen Besorgnis geworden. So etwas war in diesem Teil des Waldes nicht normal, und alles, was nicht normal war, war normalerweise schlecht.

Urplötzlich wurde der Baum von tosenden Vibrationen geschüttelt, als hätten die Schneehuhngötter diesen Augenblick

gewählt, um ihren allmächtigen Zorn an dem versteckten Vogel auszulassen.

„Gott verdammt!! War das ein Baum? Hab ich da gerade einen Scheißbaum vor meinem Fenster gesehen?!?!“

Wie eine wutentbrannte Gottheit, die aus einem stürmischen Himmel herabgeschwebt kam, rasierte ein Flugzeug die Spitze der Fichte ab. Das Schneehuhn stieb davon, um inmitten eines Nadel- und Splittergewitters neue, wenngleich ruhigere Abenteuer zu suchen.

„Ja, genau. Ich glaub, den haben wir mit der linken Tragfläche gestreift. Festhalten!“

„Wir sitzen in einem Flugzeug, das mit zweihundert Stundenkilometern und einer beschädigten Tragfläche in eine tiefgekühlte Wildnis stürzt, und Sie glauben ernsthaft, dass es etwas nützt, wenn ich mich irgendwo festhalte?!“

Nach einer dramatischen Pause erwiderte die Pilotin: „Na ja, schaden kann es jedenfalls nicht.“

Die Cessna 206 war grundsätzlich für Aufenthalte in erheblich größeren Höhen konstruiert worden als die Region, in der dieses eine Modell sich im Augenblick aufhielt. Es handelte sich um ein gutes, zuverlässiges Frachtflugzeug, kaum zwanzig Jahre alt. Momentan hatte es jedoch gewisse Schwierigkeiten, die Grundsätze der Aerodynamik mit den Gesetzen der Erdanziehung in Übereinstimmung zu bringen. Es befand sich im Zentrum eines erbitterten Kampfes zwischen Steigflug und Beschleunigung und Schwerkraft und vereisten Tragflächen, und, um es mit schonungsloser Offenheit zu sagen: Das Flugzeug würde diesen Kampf verlieren.

Glücklicherweise waren nur drei der verfügbaren acht Sitzplätze besetzt. Merle Thompson war die – verständlicherweise äußerst angespannte – Pilotin, die gerade alles daran setzte, einen potenziell lebensgefährlichen Zusammenprall mit der

Landschaft zu verhindern. Rechts hinter ihr saß eine gleichermaßen angespannte Fabiola Halan, die zutiefst bereute, heute Früh überhaupt aus dem Bett geklettert zu sein. Und in einer Ecke weiter hinten kauerte ein zu Tode erschrockener Jugendlicher, der nach einem längeren Krankenhausaufenthalt im Süden auf dem Weg nach Hause war.

„Sagen Sie nicht, dass wir abstürzen! Sagen Sie nicht, dass wir abstürzen!“

„Okay … ich sag’s nicht.“

„Das machen Sie doch bloß, um mir Angst einzujagen. Ihr Einheimischen macht das gern, oder? Leuten aus dem Süden wie mir Angst einzujagen. Stimmt’s? Hab ich recht?!? So was macht euch Spaß!“

Die ältere Frau legte einen Schalter auf der rechten Seite des Armaturenbretts um. Es schien aber nichts zu nützen. „Sehe ich aus, als würde ich mich amüsieren?“ Ein plötzlicher Ruck nach links, dann ein Luftloch. Die Cessna hatte keinen guten Tag erwischt, und das galt folglich auch für ihre drei Insassen. Fabiola grub ihre Fingernägel in die Armlehnen und ertappte sich dabei, zu einem Gott zu beten, der ihr weitgehend unbekannt war. Und über die lokalen Schneehuhngötter hatte sie niemand informiert.

Während das Flugzeug mit seinen diversen mechanischen Problemen kämpfte, schloss Fabiola immer wieder für längere Zeit die Augen. Sie wollte nichts von der sich anbahnenden Katastrophe sehen. Dann wieder riss sie sie weit und wild auf, weil sie sich auch nicht vom Würfelwurf eines blinden Schicksals überrumpeln lassen wollte. Ein Blick durch das Fenster, knapp dreißig Zentimeter rechts von ihr befeuerte ihre Befürchtung, dass das Verhängnis in rasendem Tempo näher kam.

Halb zu sich selbst und halb an die Frau gewandt, die hinter ihr saß, murmelte die Pilotin: „Ich fliege seit vierzehn Jahren hier hoch und habe noch nie jemanden verloren. Keine Sorge. Sie schafft das.“

Vor langer Zeit, an einem weit entfernten Ort, hatte die dunkelhäutige Flugpassagierin sich geschworen, nie wieder ein Boot zu betreten. Sollte sie dieses Mal lebendig davon kommen, würde sie ihren Schwur auch auf Flugzeuge ausweiten müssen, und das bedeutete, dass ihr im Prinzip nichts anderes mehr blieb als Züge, Uber und Karnevalswagen. Von ihrem Sitzplatz aus hatte die Journalistin freie Sicht auf den Kampf der Pilotin mit dem Steuerknüppel. Einen kurzen Augenblick lang sah es so aus, als würde die Frau im Cockpit ein Kleinkind schütteln. Dann wurde Fabiola klar, wie absurd diese Vorstellung war. Die Pilotin kämpfte lediglich mit den Klappen und Flossen und all den anderen Vorrichtungen, die auf die dreidimensionalen Bewegungen eines Flugzeugs Einfluss hatten. Bei einem weiteren Blick zum Fenster hinaus sah Fabiola noch einen Baum vorbeihuschen. Und noch einen. In der Ferne war nichts anderes zu sehen als Ferne. Sie hatte gar nicht gewusst, dass in der Welt überhaupt so viel Ferne existierte. Und es kam ihr vor, als säße sie genau im Zentrum dieser allumfassenden Ferne.

Hinter sich hörte sie den Jungen irgendetwas murmeln. Er hatte beim Einsteigen kein Wort gesprochen, hatte ihr nicht einmal in die Augen gesehen, was Fabiola nicht weiter gestört hatte. Er war auch während des gesamten Fluges still gewesen, bis jetzt. Für die Journalistin hörte es sich an wie ein Gebet in einer fremden Sprache. Wahrscheinlich Cree. Ihren Recherchen zufolge war das die Sprache, die hier in der Gegend am weitesten verbreitet war. Und er sah eindeutig aus wie ein Cree – glatte Haare, mandelförmige Augen, hohe Wangenknochen. Einmal hatte sie kurz ein breites Grinsen auf seinem

Gesicht wahrgenommen. Trotzdem fand ihr natürlicher Realitätssinn es seltsam, dass ein Teenager ein Gebet sprach, ganz egal in welcher Sprache. Es sei denn, er gehörte einem religiösen Kult an. Aber die wenigen Jugendlichen, denen sie in ihrem Leben begegnet war, hätten garantiert anders reagiert. Andererseits war sie auch keine Expertin für die Motivationslage von Jugendlichen.

Es gab einen weiteren Seitwärts-Ruck, gefolgt von einem ausgesprochen vulgären Kraftausdruck aus dem Mund der Pilotin Merle. *Scheiße*, dachte Fabiola. Ausgerechnet hier zu sterben. Das war nicht ihr Land. Fabiola Halan stammte aus einer Gegend, in der Schnee nur in Snow Cones vorkam und wo an den Bäumen Palmwedel und Kokosnüsse hingen. Das Wasser war warm und smaragdfarben, nicht kalt und weiß. Alles das hatte sie schon vor Jahrzehnten gegen ein besseres Leben eingetauscht. Und anscheinend auch gegen einen möglicherweise besseren Tod.

Inmitten des ganzen Lärms hörte sie die Frau auf dem Vordersitz, die zumindest in der Theorie das Flugzeug beherrschte, rufen: „Macht euch auf was gefasst. Gleich tut es weh." Wer immer diese Pilotin war – sie hatte sie erst vor drei Stunden kennengelernt –, sie erwies sich als zunehmend unfähig. Und Fabiola hasste unfähige Frauen … na ja, unfähige Menschen ganz generell. Aber eine Pilotin, die nicht in der Lage war, ein Verkehrsmittel, das speziell dafür konstruiert worden war, sich in der Luft zu halten, … in der Luft zu halten … also, das sagte doch eigentlich alles, oder?

Fabiola stellte fest, dass das Gebet hinter ihr allmählich zu einem dauerhaften Strom aus ängstlichen Schreien wurde. Gebete und Tränen – zwei ausgesprochen ineffektive Möglichkeiten, mit einer Krise umzugehen, dachte sie. Aber sie musste auch zugeben, dass sie keinen besseren Vorschlag anzubieten hatte. Zunächst unterdrückte sie den Impuls, dem Jungen ein „Sei ein Mann" zuzurufen, wie es ihr persönlicher Fitnesstrainer gelegentlich tat.

Dann verstummte die Welt im Inneren des Flugzeugs. Das Keuchen des Motors, der bis jetzt versucht hatte, seine Vier-Takt-Verbrennungstätigkeit aufrecht zu erhalten, brach ab. Für einen kurzen Moment fehlte ihr das nervtötende Röcheln der Fehlzündungen sogar. Es war zumindest ein Zeichen dafür gewesen, dass das Ding noch irgendetwas versuchte. Jetzt war nichts anderes mehr zu hören als das Gemurmel der Pilotin, das Ächzen des Flugzeugs und der Wind, der an der kleinen Maschine rüttelte. Da war noch das Geräusch einer Wasserflasche, die zu Fabiolas Füßen hin und her rollte und dabei irgendwo anstieß. Das war vermutlich genau die Flasche, die sie selbst vor gar nicht langer Zeit mit an Bord gebracht hatte.

In einem ihrer Lieblingsgedichte fordert Dylan Thomas seine Leserschaft auf: „Geh nicht gelassen in die gute Nacht." Das hörte sich gut an. Sie hatte in Bezug auf ihre momentane Situation etliche ganz und gar nicht gelassene Dinge auf dem Herzen. „Im Sterbelicht sei doppelt zornentfacht." Ja, genau, das hörte sich auch gut an. Sie blickte über ihre Schulter zurück zu dem Jungen. Er hatte die Hände gefaltet und die Augen geschlossen. Seine Lippen bewegten sich, aber er redete inzwischen so leise, dass sie gar nichts mehr hörte. Plötzlich schlug er die Augen auf, die riesig waren und voller Angst, und sie sahen einander an. Es dauerte nicht einmal eine Sekunde, aber dieser eine Augenblick schuf eine Verbindung zwischen ihnen. Und die Journalistin stellte fest, dass sie den Jungen anlächelte. Damit hatte sie nicht gerechnet, ja, sie wusste nicht einmal, wieso sie das tat – vielleicht ein fernes und verstaubtes Überbleibsel eines Mutterinstinkts, von dem sie bis hierhin noch nichts geahnt hatte. Ihr wurde klar, dass sie nicht

einmal den Namen des Jungen kannte. Dann sah sie eine Träne über seine Wange rinnen, als er sein eigenes Lächeln fand und es mit ihr teilte.

Als Fabiola so alt gewesen war wie er, hatte sie auch geweint, und zwar oft. Ein fremdes Mädchen in einem fremden Land, wo sie anders aussah und anders sprach und alle dafür sorgten, dass sie das niemals vergaß. Für einen Moment hatte sie das Bedürfnis, die Hand nach seiner auszustrecken und ihm vorzulügen, dass alles gut werden würde. So war Fabiola normalerweise nicht, aber das alles hier waren auch keine normalen Umstände. Genau so plötzlich, wie er die Augen aufgemacht hatte, machte er sie auch wieder zu. Die Gegenwart Gottes war ihm lieber als ihre.

Fabiola drehte sich wieder um und starrte auf Merle Thompsons Hinterkopf. Zwischen zornbebenden Lippen stieß sie hervor: „Wenn wir das hier überleben …"

Mit einem Mal wurde es furchtbar laut und dann, genau so schnell, wieder leise, noch bevor sie ihren Satz zu Ende bringen konnte.

* * *

Einige Zeit später versuchte Fabiola, ihre Augen zu öffnen, was ihr äußerst schwer fiel. Normalerweise hätte das kein Problem sein dürfen. Es hatte die letzten drei, beinahe vier Jahrzehnte immer einwandfrei funktioniert, aber im Moment schienen die Augenlider ihr einfach nicht gehorchen zu wollen. Doch auch in dieser selbst auferlegten Finsternis war ihr klar, dass es um sie herum wieder laut geworden war. Und kalt. Vielleicht hatten ihre Augenlider ja recht, aber sie hatte ihrem Körper in jahrelangem Training beigebracht, das zu tun, was von ihm verlangt wurde. Yoga, Wen-Do, Meditation und

sogar ein flüchtiger Abstecher zum Beckenbodentraining hatten ihr die volle Kontrolle über ihren Körper verliehen. Also zwang sie ihre Augen, sich zu öffnen.

Der Wind rüttelte und schüttelte die Überreste der einst so unbeirrbaren Repräsentantin des Cessna-Luftfahrt-Imperiums. Ungefähr fünfzehn Grad nach rechts geneigt, so lag sie da. Der Großteil der Heckpartie war ihr irgendwie abhanden gekommen. Die Tragflächen fehlten ebenfalls, und dort, wo sich normalerweise das Cockpit befand, ragte ein großer, abgebrochener Baumstamm empor. Offensichtlich hatte der Sturm, den sie auf dem Weg hierher – wo immer das auch sein mochte – durchquert hatten, unverschämterweise beschlossen, ihnen zu folgen. Das Schlimmste aber war, dass Fabiola allem Anschein nach allein war.

Ihr Leben als Journalistin hatte sie schon mehrfach in schreckliche Situationen gebracht. Potenziell tödliche Situationen, um die jeder zurechnungsfähige Mensch, abgesehen von Reporterinnen wie sie, normalerweise einen Riesenbogen gemacht hätte. Aber sie hatte das alles überlebt, oftmals durch ihre Fähigkeit, andere Menschen zu durchschauen, oder mit Hilfe ihrer Intelligenz, manchmal auch einfach nur durch schiere Willenskraft. Und sie war dadurch sogar erfolgreich geworden. Aber das hier? Nichts, was sie bisher erlebt hatte, ließ sich damit vergleichen.

Vielleicht war sie gar nicht allein. Während Fabiola die Welt um sich herum in den Blick nahm, wurde ihr das ganze Ausmaß ihrer Realität deutlich. Sie war in Decken eingehüllt, und auch, wenn sie nur sehr wenig über abgestürzte Kleinflugzeuge wusste, erschien es ihr unwahrscheinlich, dass sie genau so gelandet war: in bequemer Lage an der Rumpfwand, zugedeckt mit vier Decken und mehr oder weniger geschützt vor den Elementen. Dazu kam, dass am hinteren Teil des ehemali-

gen Flugzeugs halb mit Schnee bedeckte Fußspuren zu erkennen waren. „Wenn diese Schlampe mich hier allein gelassen hat …“ Noch bevor sie ihren Satz zu Ende bringen konnte, flatterte etwas Orangefarbenes über das Flugzeugheck. Verwirrt sah sie zu, wie das Ding im Wind hin und her schlug und allmählich fester gezurrt wurde. Es war eine Art Plane, die das Loch im Rumpf teilweise verschloss. Dadurch waren die Böen, die ins Innere gelangten, nur noch störend und nicht mehr allumfassend. Offensichtlich brachte dieses ansonsten erbärmliche Exemplar einer Pilotin endlich mal etwas Konstruktives zustande.

Fabiola sah sich um, so gut es in dem ganzen Durcheinander ging. Es drang noch immer Tageslicht durch die Fenster. Gut, das war wenigstens etwas. Sie war also nicht allzu lange bewusstlos gewesen. Die meisten Fenster waren schneebedeckt, und nach allem, was sie durch die Risse im Rumpf erkennen konnte, war das Flugzeug in einer Art Krater oder neben einer kleinen Felskante zum Stillstand gekommen. Außer Felsen, Bäumen und Schnee war nichts zu sehen. Kein Horizont. Instinktiv wurde ihr klar, dass das nicht gut war. Sogar sie, die aus dem Süden stammte, wusste, dass es dadurch schwieriger werden würde, sie zu finden, vor allem, falls die Kuhle sich auch noch mit Schnee füllen sollte.

Und wo war dieser religiöse Teenager abgeblieben? In diesem Augenblick wurde ihr klar, dass die Plane genau an der Stelle aufgespannt wurde, wo er gesessen hatte. Wo jetzt ein gähnendes Loch im Rumpf klaffte. Hastig sah sie sich um, konnte ihn aber nirgendwo entdecken. Aber er musste doch irgendwo sein? Vielleicht war er es ja, der gerade diese Plane aufspannte.

Als sie sich ein wenig aufstützte, um besser sehen zu können, riss ein scharfer, stechender Schmerz ihre ganze Aufmerksamkeit an sich. Ihr Bein tat weh. Das war ihr bisher gar nicht aufgefallen. Sie verlagerte ihr Gewicht unter der erstickenden Masse der Decken, und erneut jagte eine scharfe und heftige Explosion durch ihr rechtes Bein – ausgehend von dort, wo sie das Schienbein vermutete. Im Stillen überlegte sie, ob sie sich unter den Decken hervorschälen und den Schaden begutachten sollte. Aber dadurch hätte sie sich der Kälte ausgesetzt, und wenn sie verletzt war, dann bestand die Gefahr, dass ihr dadurch – auch, wenn es nur kurz war – lebenswichtige Körperwärme verloren ging. Sie wusste ja nicht, wie lange sie in diesem neuen Zuhause ausharren würden. Daher entschied sie sich, im Warmen zu bleiben, und zog die Decken fester.

Merle Thompson schob die Plane beiseite und kam herein. Ihre linke Gesichtshälfte war geschwollen und voller Blut. Als die Pilotin sich näherte, registrierte Fabiola, dass das bisschen, was von ihrem Auge noch zu erkennen war, sich nicht zu bewegen schien. Das kann nicht gut sein, dachte sie. Und für einen kurzen Moment machte sie sich Sorgen um die Frau.

„Du siehst ja furchtbar aus. Geht es dir gut?“

„Das … ist relativ. Aber wenn man sich uns drei anschaut, dann geht es mir geradezu blendend.“

Auf dem Fußboden, dicht bei ihren Füßen, sah die Pilotin jetzt die Wasserflasche, die vorhin noch dort herumgerollt war. Sie hob sie auf und trank einen Schluck.

„Ich nehme an, wir sind abgestürzt?“

Fabiola sah zu, wie die Frau ihren stattlichen Körper näher wuchtete und sich dann auf einen der Sitze ihr gegenüber sinken ließ. Dabei verzog sie das Gesicht. Die Bewegung schien ihr erhebliche Schmerzen zu bereiten. Die Pilotin holte tief Luft und bot ihr die halb leere Flasche an. Aber im Moment war Durst das kleinste Problem der Journalistin.

„Es ist immer wieder schön, einer Frau mit einer scharfen

Auffassungsgabe zu begegnen. Scheint, als ob der Sturm, durch den wir geflogen sind, uns bis hierher gefolgt ist."

Das war offensichtlich. „Und? Was, genau, ist da eigentlich passiert?" Immer die Journalistin, dachte Fabiola, noch während sie diese Frage stellte.

„Im Augenblick habe ich keine Ahnung. Könnte eine zugefrorene Benzinleitung gewesen sein. Oder die Tragflächen waren vereist. Denkbar wäre auch …"

Einmal mehr war Fabiola sehr verwundert. Vor ihr saß eine angeblich ausgebildete und erfahrene Pilotin, die vor Kurzem noch den Auftrag gehabt hatte, sie nicht nur an ihr Ziel zu bringen, sondern auch dafür zu sorgen, dass sie dort einigermaßen unversehrt ankam – doch sie war in jeder Hinsicht gescheitert. Stattdessen hockte sie da und ratterte mögliche Ursachen für ihre überstürzte Landung herunter, als würde das jetzt noch eine Rolle spielen. Fabiola war im Lauf ihrer Karriere etwa einer Million Personen begegnet, die – wenn überhaupt – nur ansatzweise Ahnung von der Tätigkeit gehabt hatten, für die sie engagiert worden waren. Und die Pilotin war der neueste Eintrag auf dieser Liste.

„Schon klar. Du weißt es nicht. Mal sehen, vielleicht weißt du ja sonst irgendwas. Also, wo sind wir hier eigentlich?"

Bevor sie eine Antwort gab, schloss die Pilotin ihr gesundes Auge für eine Sekunde: „Das ist eine gute Frage."

Die Journalistin hatte in ihrem Leben genügend Männer kennengelernt, um die Geheimsprache, die ihnen allen gemein war, entschlüsseln zu können, die Geheimsprache, mit deren Hilfe sie jedes direkte Bekenntnis der Ahnungslosigkeit vermieden. Und in der komplexen Welt der Gegenwart mit ihrer theoretischen Gleichheit der Geschlechter standen Frauen ihnen darin kaum nach. „Wenn ich dich richtig verstehe, weißt du das auch nicht." Ohne die Verwüstungen rings herum zu

beachten, blickte sie direkt in das unverletzte Auge der Pilotin und wartete auf eine Antwort. Noch einmal betete sie zu dem Gott, den sie nur selten zur Kenntnis nahm, betete darum, dass die Frau, die da vor ihr saß und ihr so gründlich den Tag versaut hatte, eine passende und intelligente Antwort parat hatte.

Merle, die Pilotin, brachte ein erschöpftes Lächeln zustande. „Ich bin mir ziemlich sicher, dass wir ungefähr halb soweit gekommen sind, wie wir eigentlich sollten. Ziemlich sicher."

Und schon wieder eine Enttäuschung. „Und was genau befindet sich zwischen dem Ort, wo wir sind, und dem, wo wir eigentlich sein sollten?"

Zum ersten Mal sah die Pilotin besorgt aus. „Nicht viel, mal abgesehen von uns. Aber wir sind am Leben und haben einen akzeptablen Wetterschutz. Das ist ein guter Anfang." Die Frau verlagerte ihr Gewicht auf dem kleinen Sitz und unterstrich ihren mittelmäßigen Versuch in positivem Denken mit einem breiten Grinsen – soweit dies mit ihrem demolierten Gesicht möglich war.

Oh, Gott, dachte Fabiola, sie ist eine von den Leuten, denen ein Schneidezahn fehlt und die glauben, dass das keine Rolle spielt. Dass sie mit ihrer Persönlichkeit all ihre ästhetischen Defizite kompensieren können. Na ja, dachte die Journalistin, wenigstens hatte die Pilotin noch Träume.

Wieder ging ihr Blick zu dem fehlenden Sitz im hinteren Teil des Flugzeugs. „Der Junge?"

Merle ließ die Knöchel knacken, senkte den Blick und schüttelte den Kopf. „Das Heck hat bei der Landung einen Felsvorsprung touchiert. Er ist …" Sie verstummte. „Es ging schnell. Ich habe ihn ungefähr zwanzig Meter von hier gefunden. Und ungefähr drei Meter entfernt von der rechten Tragfläche. War kein schöner Anblick. Ich … äh … ich habe ihn in ein paar Sachen eingewickelt, die ich gefunden habe, und ihn

unter die Überreste der Tragfläche gelegt. Ich sorge dafür, dass seine Familie ihn … bekommt."

Anscheinend hatte das ganze Beten und Weinen letztlich nicht geholfen. Fast unmittelbar darauf überkam Fabiola ein schlechtes Gewissen wegen ihrer Gefühlskälte. Obwohl … bei genauerer Betrachtung ihrer unmittelbaren Lage war nicht auszuschließen, dass der Junge mehr Glück gehabt hatte als sie.

„Wie war sein Name?", erkundigte sie sich und wunderte sich gleichzeitig, dass sie sich für ein in ihrer Situation so bedeutungsloses Detail interessierte.

„Keine Ahnung. Der muss irgendwo auf der Passagierliste stehen, aber …" Die Pilotin zuckte mit den Schultern und zeigte auf das umgebende Durcheinander. „Der arme Junge. Sie hatten ihm gerade den Blinddarm rausoperiert. Eine Krankenschwester hat ihn zum Flughafen gebracht und …"

„Heißt das, wir warten?"

Merle zog den Reißverschluss ihrer zerschlissenen Jacke hoch bis an den Hals und die pelzbesetzte Mütze über ihre Ohren. „Ja, genau, wir warten."

„Wie lange?" Trotz der vier Flugzeugdecken entwickelte sich der Schmerz in Fabiolas Bein von „etwas unangenehm" zu „rasend unerträglich". Da sie einige Zeit in konfliktreichen Ländern zugebracht hatte, wusste sie, welche Nebenwirkungen unter solchen Umständen drohten. Ihr war klar, dass der Schock der Bruchlandung allmählich nachließ. Sie spürte bereits, wie sich die erbarmungslose Kälte durch die braungrauen Decken fraß und ein zunehmender, quälender Schmerz darunter hervor kroch. „Ich glaube, mit meinem Bein stimmt was nicht."

„Ja …" Die Pilotin schien nicht in der Lage zu sein, sie anzuschauen, sondern wandte den Blick zurück zu der Plane, als

wäre sie direkt verantwortlich für den Zustand von Fabiolas Bein. „Also, ich hab es mir angesehen, kurz nach der Landung. Ich glaube, es ist gebrochen."

„Glaubst du?" Ganz egal, wie groß ihre Schmerzen waren, aber ein derart vermurkster Gebrauch der englischen Sprache bereitete ihr mehr Unbehagen als ein verpfuschtes Brasilian Waxing und ein Konzert mit Geigenschülern im ersten Jahr zusammen. Englisch war schließlich ihre zweite Sprache, und noch dazu hatte sie auf deren Beherrschung sehr viel Fleiß und Mühe verwendet. Für Journalistinnen von ihrem Kaliber war das gewissermaßen eine Grundvoraussetzung.

„Oh, ja, es ist eindeutig gebrochen. Weißt du zufällig, was man unter einem offenen Bruch versteht?"

Unterschätzte diese Frau absichtlich ihre Intelligenz? Weil sie aus der Stadt war? Eine gut gekleidete Frau mit manikürten Fingernägeln? Zu allem auch noch eine Schwarze? „Von einem offenen Bruch spricht man, wenn der gebrochene Knochen die Haut durchstoßen hat." Also gut, damit war klar, dass sie niemals zu Fuß hier wegkommen würde. Fabiola wäre nicht einmal bis zur Toilette gekommen. So sehr es ihrer Natur auch widersprach, aber sie würde sich auf die Fähigkeiten und die Einsatzbereitschaft dieser einsilbigen Frau sowie der Retter verlassen müssen, die sich ganz bestimmt auf die Suche nach ihr machen würden. Das fand sie genau so abstoßend wie ihre Verletzung. Wenn es darum ging, etwas zu erledigen, dann war sie dazu in der Regel sehr viel besser in der Lage als alle anderen. Aber hier, in dieser Situation, war sie mehr oder weniger zu nichts zu gebrauchen – ein Zustand, den sie schon seit sehr langer Zeit nicht mehr erlebt hatte. Als der Flugzeugrumpf ein wenig ins Schaukeln geriet, schossen unerwartet Schmerzensblitze durch ihr Bein und sie zuckte leicht zusammen.

„Ich habe versucht, es wieder zu richten, als du noch bewusstlos warst, aber ich bin keine Ärztin."

Da sie stets die Professionalität in Person war, war Fabiola klar, dass dieser kleine Unfall einen großen Einfluss auf den Auftrag haben würde, der sie hierher geführt hatte: die Eröffnung einer Diamantenmine in der Region, die zugleich eine unmissverständliche Kampfansage Kanadas an Südafrika war. Es war die erste von drei Minen, die hier im nördlichen Ontario bald den Betrieb aufnehmen und einen nennenswerten Teil der weltweiten Nachfrage decken sollten. Darum würde sie sich kümmern, sobald sie gerettet und wieder gesund geworden war. Bis dahin gab's nur Eines: Überleben. Das hatte Fabiola schon früher geschafft, und sie würde es wieder schaffen.

Sie ignorierte die Schmerzen und blickte zur Pilotin. „Na, und? Solltest du nicht irgendetwas unternehmen?"

Merle nickte, holte eine Zigarettenschachtel aus ihrer Jackentasche und zog eine Kippe hervor. Mühsam klemmte sie sie zwischen ihre geschwollenen Finger und suchte nach einem Feuerzeug.

„Willst du auch eine?"

Fabiola wollte auf gar keinen Fall. Schweigend starrte sie zum Fenster hinaus, frustriert, weil sie zum Nichtstun verdammt war. Merle zog genüsslich an ihrer Zigarette und beobachtete Fabiola bis die Stille erdrückend wurde. „Warst du schon mal in der Karibik?"

Die Journalistin blickte die Pilotin an. Wie sollte sie denn *diese* Frage verstehen? „In der Karibik? Wieso?"

Achselzuckend ließ Merle sich gegen die Sitzlehne sinken und verzog kurz das Gesicht. „Da wollte ich immer schon mal hin. Manchmal, wenn mir kalt ist und ich mich schlecht fühle, versuche ich mir vorzustellen, wie es wäre, dort zu wohnen.

Du weißt schon, irgendwo ganz anders. Sand statt Schnee. Palmen statt Fichten. Meer statt Felsen. Ich kenn viele Leute, die mal auf Barbados waren, auf den Bahamas, in Mexiko, Kuba, in dieser Ecke. Die sagen, es ist toll. Ich wollte da immer mal hin. Steht auf meiner Liste. Hab nur gefragt ... mehr nicht. Damit wir was zu reden haben."

Fabiola brauchte einige Sekunden, um sich zu entscheiden, ob sie antworten sollte oder nicht. Sie hielt nicht viel von Smalltalk, aber im Augenblick war nichts anderes verfügbar. Trotzdem … es war eine sehr persönliche Frage.

„Komm schon." Merle ließ nicht locker. „Ich seh doch, dass du was zu erzählen hast. Bist du nicht so eine Art Geschichtenerzählerin? Bei meinen Leuten ist der Winter die beste Zeit, um sich Geschichten zu erzählen. Und, mal ganz ehrlich, mehr Winter als jetzt werden wir nicht kriegen." Sie legte eine erwartungsvolle Pause ein. Ihre Zigarette glühte in der näher rückenden Dunkelheit.

Noch mehr brütende Stille hätte Fabiola wohl kaum ertragen. In ihrem Geist öffnete sich eine Tür, und für einen Moment gaben die Mauern, die sie im Lauf der Jahre errichtet hatte, dem Bedürfnis nach Ablenkung nach.